

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Ein treuer Nachbar
Autor: Christen, Ada
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tung einer alten bunten Schnapsflasche, auf der ein roter Fuchs gemalt ist, der an einem gelben Stocke auf der Schulter himmelblaue Würste trägt; auf der Rückseite steht: „Ich will zum Marchte laufen und meine Würste verkaufen.“ Wahrscheinlich gehörte die Flasche ehemals einem Schlachter namens Voß, meint Amalie.

Dann zieht sie ein malabarisches Kochtopf an, der mit seinem hellen Bronzeton ihre Aufmerksamkeit erregte; sorgfältig betrachtet sie die schon sehr verwischten Schmucklinien unter seinem Halse. Aber gleich darauf besieht sie sich eine Rehgehörn, um sofort sich dem Aquarium zu widmen oder die Blumen zu besehnen oder aber auch eingehend die Nürnberger Madonna zu beschauen, die auf dem Paneelbörte steht.

Bald ist sie hier, bald ist sie da. „Sieh, da steht ja Apfelfüchchen!“ Sofort macht sie sich drüber her. Er scheint ihr zu herbe ausgefallen zu sein; darum nimmt sie schnell ein wenig Streuzucker hinterher. Aber jetzt prallt sie zurück: denn Zigarrenrauch zog ihr entgegen. Tabakrauch schätzt sie durchaus nicht, und so entfernt sie sich in das Studium einer Heidelandsschaft, die an der Wand hängt, besieht sich darauf den kleinen aus Palmwurzel geschnitzten Elefanten und die Altonaer Vase, beschäftigt sich mit einer römischen Tonlampe, riecht an dem Veilchenstrauße, der auf dem Schreibtische steht, und verschwindet in dem Besuchszimmer, da sie gemerkt hat, daß der Kamin brennt.

Im Salon gibt es viel Neues für sie, denn sie kommt nur selten hinein, weil es ihr dort meist zu kalt ist. Erst sieht sie die Besuchskarten

durch und macht ihre Bemerkungen dabei. Dann wundert sie sich, daß die Palme nicht mehr am Fenster steht und findet es sonderbar, daß das Blaudersofa ebenfalls einen anderen Platz bekommen hat. Daß an der Türe eine Mandoline hängt, ist ihr ganz etwas Neues, und die Notenhefte dazu hat sie auch noch nicht gesehen, ebensowenig wie die rosoalten Strohblumen in der alten Rubinglasvase. So stöbert sie überall umher, bis sie müde wird, sich eine Ecke sucht und einschläft.

Abgesehen von ihrer Naschhaftigkeit, die aber nicht weiter unangenehm ist, da sie sehr manierlich ist und immer nur ganz wenig nimmt, und außer ihrer Neugierde, die aber auch keinen Schaden bringt, da sie nichts umwirft oder fallen läßt, benimmt sie sich im allgemeinen trotz ihrer Unrast, die aber auch nicht viel stört, da sie sehr leise ist, recht nett und wird uns nur selten lästig. Sie hat allerdings ihre Zeiten, und dann geht es hierhin und dahin, und sie macht mehr Lärm, als sich für einen ungebetenen Gast schickt. Und sie läßt sich auch nichts sagen; sie achtet weder auf Winke noch auf Worte, höchstens macht sie sich über uns lustig, summt ein feckes Liedchen, tanzt uns auf der Nase und reibt sich lachend die Hände.

Neulich waren wir in großer Angst um sie. Sie war unvorsichtig gewesen und wurde halb ertrunken von uns gefunden. Wir brachten sie aber mit Löschpapier und Zigarrenasche wieder zum Leben, und nach wie vor erfreut uns wieder durch ihr munteres Wesen Amalie, unsere Winterfliege.

Ein treuer Nachbar.

Von Ada Christen.

„Nachbar Krippelmacher,“ sprach der Weber, „wissen Sie, ich hab nur den einzigen Wunsch, einmal ein paar Stunden da in der Luft zu liegen, im Schatten von dem großen Pappelbaum dort schlafen, das müßt wohl tun, Nachbar Krippelmacher!“

Er hat sich aber diesen Lieblingswunsch nie erfüllen können, der Webstuhl hielt ihn ja fest. Das ging so fort, jahraus, jahrein, und während seine Kinder heranwuchsen, verwehte er sein Leben Stück um Stück für sie. Endlich aber kam der Tag, an welchem es ihm schwer wurde, das Webschifflein hin- und herzujagen, und er ging also schon am Mittag mit seinen schweren ge-

schwollenen Füßen hinüber zu dem Nachbar Krippelmacher.

„Das ist gescheit, Nachbar!“ lachte der Alte und schob die Mütze auf seinem kahlen Kopf schief. „Bleiben Sie heut bei uns, helfen Sie mit, unsere Arbeit ist leichter, als das Abzappeln am Webstuhl. Sie schauen heut übel aus, Nachbar, wie geht's denn, he?“

Der Weber nickte nur dankend und saß mitten in dem Kindertrubel schier gedankenlos, er rief manchmal mit gedämpfter Stimme eines seiner kleinen Mädchen heran, streichelte ihnen die glatten blonden Köpfe, strich ihnen die Schürzen zurecht und schüttelte verstohlen ihre roten

Hände; es regte sich sogar etwas wie ein Lächeln in seinen Mundwinkeln, als die Kinder vergnügt sangen und sprangen. Am Abend rückte er näher an seinen Nachbar hin, fuhr verschüchtert und schweigend eine Weile mit den flachen Händen auf seinen Schenkeln hinauf und hinunter, und dann sagte er halblaut:

„Nachbar, ich hätt eine Bitt!“

„Heraus damit!“ murmelte der andere gutmütig.

„Krippelmacher, da ist mein letzter Wochenlohn, unten beim Krämer bin ich mit sechs Groschen im Rückstand, noch vom vorletzten . . . nachher beim Bäcker von dieser Woche; wenn Sie morgen hinschicken, möchten Sie das bezahlen für mich? . . . Ich werd morgen nicht ausgehen können.“

„Gern will ich das. Aber, Weber, ist das gar so wichtig?“ lachte der dicke Mann.

„Freilich, Nachbar Krippelmacher; denn wissen Sie . . .“; er unterbrach sich und fingerte beteuernnd in der Luft herum. „Ich hab mein Lebtag keine Schulden gehabt, lieber haben ich und mein seliges Weib in unsere eigenen Finger gebissen als in ein Stück Fleisch, das nicht bezahlt war, und so sollen's auch einmal meine Kinder machen, nicht wahr, Krippelmacher?“

„Freilich, freilich, Weber,“ erwiderte dieser und sah von der Seite mitleidsvoll in das graublaue Gesicht, das im flackernden Lampenscheine dem Maune arg verändert schien.

„Und dann, wenn ich einmal nicht . . . aufstehen könn', liegen müßt, Nachbar! Sie würden schon für meine Kinder den Frühstückskaffee machen lassen, gelt? . . . Es tät auch dazu ausreichen . . . das Geld . . . und nachher . . . freilich halt . . . nachher . . .“

„Was?“

„Meine Kinder haben sonst niemand auf der ganzen Welt als mich, Krippelmacher . . . Sie . . . sind der einzige gute Mensch . . .“

Das war alles stockend, zagend und doch so feierlich hervorgebracht, daß der alte Mann die Pfeife aus dem Munde nahm, mit der Spitze rund auf die glitzernden Kipplein wies, die Augenbrauen ernsthaft in die Höhe zog, seinen Arm in den des Webers schob und so Schulter an Schulter ihm fast ins Ohr schrie:

„Nachbar, die Welt stirbt noch lange nicht aus, und solang es kleine Kinder gibt, wird es Weihnachten geben, und solang es Weihnachten gibt, wird es Kipperln geben, und solang werd alleweil ich die schönsten Kipperln machen, die

am Markte sind, und damit noch zwei Kindermägen vollstopfen können und vier Kinderhändchen was Rechtes lernen in der Krippelmacherei. Da meine Hand drauf, Nachbar Weber, und jetzt legen Sie sich ruhig schlafen.“

„Jetzt geh ich ruhig schlafen . . . Nachbar! . . . Vergelt's Gott! . . . Ich hab nicht viel vorwärts können mit der Red mein Lebtag, g'redet hat mein seliges Weib über alles, ich hab halt nur gearbeitet.“

Er trocknete sich die Stirne mit der Rückseite der Hand, nahm seine Kinder rechts und links, nickte allen zu und ging schwerfällig wieder zurück in seine einsame Stube. Zuerst brachte er die Kinder zu Bett, legte ihnen alles zurecht für den morgenden Tag, streichelte ihnen immer wieder die Haare aus der Stirn und schaute in die hellen Kinderaugen, bis sie sich schlossen im Schlafe . . . Dann ging er langsam auf und nieder in den Strümpfen, damit er seine Mädchen nicht weckte, und endlich setzte er sich matt auf das Bett vor seinem Webstuhl und ließ das Schifflein versuchend einigemal hin- und herfliegen, das Geräusch störte ja die Seinen nicht; als sie noch ganz klein gewesen, war das Klapfern und Gausen der Arbeit ihr Wiegenlied, und als sie schwere Kinderkrankheiten durchmachten, sang der Webstuhl sie gar oft in den Schlaf.

Der Mann begann rascher zu arbeiten, die roten Flecken auf seinen Wangen traten schärfer hervor, und sein Blick folgte unablässig dem Schifflein . . . Mit einmal ließ er die Arme sinken, fuhr nachdenklich prüfend mit den Händen über das Gewebe, dann hängte er das Schifflein aus, nahm die Schere und schnitt vorsichtig die letzten Fäden des gewebten Stoffes durch; seine Arbeit war fertig . . . Aber als er die Schere fortlegte und sich erhob, da hielt er sich fast erschrockt an den braunen Pfosten des Stuhlgurutes fest; er drückte seine Wange an das alte Holz und streichelte es so zärtlich, wie er die geliebten Häupter seiner Kinder gestreichelt hatte; mit dem Werkzeug hat er sie ja ernährt . . . Und nun schritt er zu dem einzigen Schrank, der in der Stube stand, dort nahm er reines Leinenzeug und seine besten Kleider heraus, zog alles fürsorglich an, brachte seine Haare in Ordnung und blies die Lampe aus . . . Dann schüttelte er das Kopfkissen seines Bettes zurecht, glättete die Decke und streckte sich auf das Lager hin, ein leichter Seufzer, schwankend zwischen Aufatmen und Schmerzgefühl, löste sich aus seiner Brust, und dann begann er zu flüstern und zu mur-

mein, immer ein und dasselbe, immer die demütige und inbrünstige Bitte für seine Kinder . . .

Als der Mond durch das Gebälk des Webstuhles schaute, da wendete ihm der Mann sein geduldiges Gesicht zu und atmete leiser, als ob ein tröstender alter Freund zu ihm gekommen wäre.

Drüben bei dem Nachbar Krippelmacher ging es noch lustig zu; da hielten die kleinen Figuren noch große Reden, und die gebratenen Kartoffeln sprangen im Backofen herum vor Hitz.

„Ich weiß nicht, mir ist der Weber heut recht übel vorgekommen, Weib, meinst nicht?“ fragte der Krippelmacher verdüstert, „ich möcht einmal hinüberschau, vielleicht braucht er etwas.“

„Ja, ja, schau nach, Alter!“ drängte die gutmütige dicke Frau, und der Mann ging und klopfte sachte an die Türe seines Nachbars.

„Bin munter,“ flüsterte es drinnen mühsam.

Der Krippelmacher trat zögernd ein und sah im ungewissen Mondlicht den Mann in seinem Feiertagsgewande daliegen.

„Oho, Weber, ganz sauber angetan, wollen doch nicht fortgehen heut noch?“

Da langte die hagere Hand nach der des Krippelmachers, und es wisperte beschwörend:

„Nicht die Kinder wecken, Nachbar . . . es wird Ernst . . . Ernst . . . ich wart von Viertelstund zu Viertelstund auf den Tod . . . Nachbar! . . . Kinder . . . Krippelmacher . . . bitt . . .“

Die gewaltsam ruhige Stimme zitterte, und der Nachbar schwenkte ratlos sein Taschentuch mit der einen Hand, während er mit der anderen die feuchtkalte des Webers drückte.

„Aber, Nachbar Weber!“

Er räusperte sich, der Trost wollte nicht aus der Kehle; denn jetzt fiel das Mondlicht voll in das sanfte Gesicht des Kranken, und da sah er, wie die graugesprenkelten Haare festklebten an der feuchten Stirn, wie die Augen groß und erloschen in der Höhle lagen und wie nach dem Ohr zu die Haut gelb und abgestorben war.

„Krippelmacher?“ . . .

Der flehende, verschwimmende Blick sagte mehr als jedes Wort, mehr als die Hände, die sich glatt aneinander legten und sich mühsam bittend emporhoben bis zu dem Herzen des Nachbars.

„Alles, alles will ich tun für die Kinder, wenn Sie einmal —“ er unterbrach sich, schwang die

Hände zusammen und setzte sich erschöpft neben dem Bette nieder.

„Immer . . . kälter . . . finste—rer . . . Nachbar . . . den Pfarrer . . . Kinder . . .“

„Nachbar! . . .“ Der Krippelmacher rannte zu der Türe und rief mit erstickter Stimme: „Kinder, schnell ins Pfarrhaus, die letzte Ölung ist notwendig; Weib, komm herüber, Lichter! Geschwind!“

Jählings wurde es ängstlich-lebendig in dem Hause; ein paar Kinder liefen nach dem Pfarrer, andere brachten mehr Lichter, als jemals in der niederen Stube auf einmal gebrannt hatten, und alle die kleinen und großen Krippenmacher standen zagend, schluchzend im Flur und zwischen der Türe, näher wagten sie sich noch nicht herein.

Der Alte aber und sein Weib knieten neben dem Lager des Sterbenden und hielten seine starren Hände fest auf den Häuptern der schlaftrunkenen Kinder, die nicht wußten, welch ein tapferes, liebevolles Herz schwächer und schwächer schwang.

Der Weber lag langgestreckt da, seine Augen hingen an den jungen, verwunderten Gesichtern, und das, was er ihnen oft gesagt hatte, sagte er ihnen auch jetzt, aber zum ersten Male fast drohend, befehlend:

„Brav sein! . . . fleißig arbeiten . . .“ Und mit einmal rannen große Tropfen aus den weitgeöffneten Augen, und er flüsterte, dankbar zu ihm aufblickend und bittend: „Dem . . . Krippelmacher . . . fol—gen.“

Da klingelte es draußen in der Dunkelheit, aus der Ferne: ganz leise kam der feine Ton heran, jetzt war er näher und lauter, wieder lauter, immer näher und näher . . . Der Krippelmacher hob die Kinder mit einem Ruck vom Boden auf, gab sie dem Nachstehenden in die Hände, und so kamen sie von einem Nachbararm auf den andern bis hinaus vor die Türe, wo sie dann ein Mann in die Werkstatt des Krippenmachers trug. Jetzt klingelte es schon laut vor dem Haustore, kam klingelnd über den Flur, und der Knabe, der das Glöcklein schwang, trat klingelnd in das Sterbezimmer . . . Der Priester folgte mit dem Allerheiligsten, und wo er vorüberschritt, fielen die Arbeiter erschüttert auf die Knie und lagen da mit gesenkten Häuptern; nur der Weber richtete sich empor und saß harrend auf seinem Lager, das Antlitz hielt er dem Priester zugewendet, und seine Hände hatte er mühselig gefaltet. Plötzlich flog ein Schatten über

sein Haupt, die dunklen Augensterne wurden grau.

„Herr... Pfarrer schnell...“

„Mein Sohn! Wenn du deine Seele —.“

Der Priester fasste den Sinkenden und legte sein müdes Haupt sachte auf das Kissen, das sanft hinschwindende Gesicht neigte sich ergebungsvoll, und die dünnen Lippen lispten demutig im Beichttone:

„Mein... Lebtage... ge—ar—heit... und...“

Kein Laut mehr.

Sie gingen nach und nach alle fort, nur der Nachbar Krippenmacher blieb neben dem toten Weber sitzen die ganze lange Nacht.

Das Licht erlosch; doch er zündete es nicht wieder an, der Mond schien ja hell und klar in die öde Stube, und als der Totenwächter im

Halbschlaf so hinschaute auf den leeren Webstuhl, da war es ihm, als schwebe das Schifflein geräuschlos hin und her, als bewege sich der Treter unhörbar, und dann sah er plötzlich die schlanke Gestalt des Toten, der lautlos alle Fäden des Gewebes entzweischritt.

Der Krippenmacher rieb sich die Augen, nahm die starre Hand des Webers in seine beiden Hände, schüttelte sie feierlich und sagte dann, um sich Mut zu machen, recht laut:

„Nein, nein, du bist und bleibst tot, du armer Kerl, Gott geb deiner Seele die ewige Ruh! Aber — er nickte dem stillen Nachbar versichernd zu — der Krippenmacher wird Wort halten und sorgen für die zwei.“

Und der Nachbar „Krippenmacher“ hat ehrlich Wort gehalten.

Dem Vater.

Ein Röcheln, Seufzen, noch ein Hauch,
Noch einer — nun erstarb der auch,
Und eine Stille zog ein ins Gemach,
Im Ohr nur spukt mir das Röcheln nach.
Sein Auge gebrochen, sein Antlitz leer —
Wer war das dort im Bette, wer?
Mein Vater, fünf Jahre hat's dich geplagt,
Und hatte das Hirn dir im Haupte zernagt
Und hatte die Seele dir krank gejagt,
Bis sie schwach und verwirrt
Umhergeirrt —
Dies Duldergesicht da, ich deckt es zu,
Das warst nicht du!

Wie warst du doch? Was ging übers Land,
Seit ich dich, Vater, nicht mehr gekannt?
Statt deiner sah ein Greis mich an,
Ein müder, stumpfer, zerfallner Mann.
Wie warst du doch? Auf wallte mein Blut
Vor Schmerz nicht nur, noch mehr vor Wut.
Und ich zerdrückte die kühlen Hände:
Ist das das Ende?

Da, wie ich das Tuch dir riß vom Gesicht,
Da taumelte ich, da saßt ich's nicht . . .

Was du gelitten all die Zeit,
Von deinem Haupte weg war's weit.
Doch ob du klug und fein und klar
Und vornehm gewesen und treu und wahr —
So über alles edelschön
Hatt' ich dich doch noch nie gesehn!
Ja, all das Große, das ernst und gut
Dein Leben lang in dir geruht —
Zerrissen hat es allen Flor,
Aus seinen Tiefen stieg's empor,
Dass nun von deinem Angesicht
Herleuchtete ein Seelenlicht,
Dass wie von einem erhabenen Thron
Du gütig dich neigtest deinem Sohn.
Dann zog wohl Stund auf Stunde hin,
Dass ich so bei dir gewesen bin.
Hab dir erzählt, hab dich befragt,
Und freundlich hast du mir Antwort gesagt,
Bis zwischen Sohn und Vater war
Das letzte gut, das letzte klar.
Dann hab ich dir ruhig geküßt die Hand
Und wieder mich ins Leben gewandt.

Ferdinand Avenarius.

Lucertola.

Von Edgar Chappuis.

In langen Reihen lagen sie Bett an Bett auf der sonnigen Terrasse des Lungenheilanstalt Agra hoch über dem Lagonersee. Blasse, abge-

magerde Gesichter, glänzende Augen, rote Wäschchen von ungesunder Farbe. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Der Blit